



Ganz easy Julian Fischer

In Berklee kochen sie auch nur mit Wasser, sagt er. In Bremen haben sie ja auch ziemlich viel davon, aber nur einen gerade 20-jährigen Gitarristen, der schon vor seinem ersten, gerade erschienenen Debütalbum in den Medien als neuer Stern am Jazzgitarrenhimmel gehandelt wurde: Julian Fischer

Der „Weser Kurier“ sah Großes: „Urplötzlich“ sei Jazz aus Bremen „bundesweit interessant geworden“, obwohl Julian Fischers Debütalbum noch gar nicht da war. Im Januar '12 wurde es endlich veröffentlicht. Es heißt „Stay“, und falls der Titel eine Aufforderung sein soll, dann hat Julian, dessen Quartett als „JFQ“ schon locker als Marke gehandelt wird, keinerlei Grund zur Sorge. Das mediale Gerede vom Wunderknaben oder vom jungen Talent wird von Julian völlig cool kassiert: „Für mich war das eigentlich immer unwichtig, das Alter. Es ist zwar nett, das mal in einer Zeitung zu lesen, und das ist auch okay, aber ich habe das einfach alles schon früh sehr fokussiert gemacht. Und der Respekt oder so, das geht eigentlich nur übers Spielen. Es ist für die Musik relativ egal, wie alt man ist.“ Dass man das aber auch als Kompliment verstehen kann, weiß er: „Natürlich, und es freut mich ja auch, aber für mich ist das eigentlich normal, weil ich das immer schon gemacht habe, und ich bin älter geworden, und es ging immer weiter, und ich wurde besser...“

Für einen Noch-19-Jährigen, der Ende November das Teen-Camp verließ, bedeutet „immer schon“ ungefähr das ganze Leben, naja, fast. „Ich hab schon früh angefangen, mit acht, so ein bisschen Klassik, aber eigentlich nur, weil ich das von meinen Eltern aus sollte.“ Julian hat was von dem hippen Typen, der lässig Abgeklärtheit sendet, aber doch, gerade auch sprachlich, noch auf der Schwelle zum großen Kerl balanciert. Er hat das alles schon gemacht, kennt das alles, das Adjektiv einfach gehört zu ihm wie das Verb aus- oder abchecken. Aber hinter der coolen Front steckt nichts als die blanke Wahrheit über ein großes Talent, das im Biotop optimaler Förderung blüht und gedeiht. „Meine Eltern haben immer Musik im Haus gehabt.“ An Wochenenden war Klassik angesagt, aber wenn etwa Freunde kamen und meinten, äh, du musst unbedingt diesen, wie heißt der, Metheny hören, „80/81“, dann „brauchte ich nur ins Zimmer meines Vaters zu gehen und die Platte rauszuziehen.“ Mit elf war er Hendrix-Fan. Im selben Jahr gewann er die Regionalauscheidung von „Jugend musiziert“, war aber noch zu jung, um weiterkommen zu können. Also probierte er's 2005 nochmal und schaffte es mit seinem klassischen Gitarrespiel – Brouwer und Piazzolla statt Carcassi-Etüden – bis in den Bundeswettbewerb 2006 in Freiburg. Aber „irgendwann war mir das zu engstirnig, weil da gleichzeitig meine Phase anging, in der ich mich für die Improvisation entschieden hab.“ Es klingt, als würde er sagen: fürs Wahlfach Improvisation. Das Kraftfutter für die Phase war der Blues. „Ich hab

einfach zeitgleich viel so Gary Moore gespielt, B. B. King und Clapton“, und als sein jahrelanger Mentor, der in Bremen lebende kanadische Akustikgitarrist, Sänger und studierte Jazzer Dave Goodman seinem Schützling „mal so eine mixolydische Skala gezeigt“ hat, „die man beim Blues über die vierte Stufe spielt“, da war das auf einen Schlag das mächtige Tor zum Reich des Improvisierens, zu dem, „was den Jazz eigentlich ausmacht, die totale Freiheit, um einfach improvisieren zu können.“ Und bald war er „im Blues an eine Grenze gekommen. Ich hatte das irgendwie alles ausgecheckt: Irgendwie muss es doch noch mehr geben.“ Goodman hat ihm „dann so ein paar Sachen gezeigt“. Und Fischer senior hatte nicht nur die riesige Klassik-, sondern auch eine „sehr, sehr große Jazzsammlung mit allen möglichen Blue-Note-Platten“, „Blue Train“, „Kind Of Blue“, Stan Getz „und all diese New Yorker Jungs“ – „also, das musikalische Elternhaus hat mich sehr, sehr geprägt.“

Und dann erwähnt er, wie die Eltern während eines USA-Urlaubs 2008 entdeckten, dass Berklee einen Sommer-Workshop anbot, eine Art Schnupperkurs, „und da hab ich dann eine CD hingeschickt; da gab es irgendwie so ein 200-Euro-Stipendium, und dann hab ich das bekommen. Das war immer noch sehr teuer, und das haben meine Eltern natürlich bezahlt, für eine Woche. Und dann sagte da jemand, da gibt's auch eine Audition, und ich dachte: Wie Audition? Na, spielste halt mal vor, und dann hab ich dieses Stipendium bekommen. Aber das ist, muss man natürlich sagen, zwar gut für den Namen, aber leider auch viel zu teuer, um das Studium dann irgendwann mal zu machen. Und damit hatte sich das erledigt. Das sind Beträge, die ich einfach nicht zahlen kann. Aber ich hab da einige sehr gute Leute kennen gelernt“ und die Erkenntnis mit zurück nach Bremen genommen: „Das hat mich da nicht so sehr umgehauen. Die kochen halt auch nur mit Wasser.“

Ein BuJazzO-Stipendium sichert ihm seit 2009 Praxisnähe, „aber das habe ich bislang noch nicht machen können, einfach aus Zeitgründen. Aber irgendwann wird das auch anstehen. Ich muss das dann einfach zeitlich checken. Jetzt am Anfang des Studiums [an der HMTMH Hannover für den Jazzgitarre-Bachelor bei Thomas Brendgens-Mönkemeyer] ist halt viel los. Und wenn sich das gelegt hat, kann ich auch das eigene Projekt wieder mehr forcieren.“ Wie es zum JFQ und dann zur ersten CD kam, sei „eigentlich ganz einfach gewesen“. „Der Saxophonist Dirk Piezunka, der ja da mitspielt, war früher Lehrer an meiner Schule. Und hier in Bremen gibt's ja das bekannte Theater-schiff, und dorthin hat er mich immer mitgenommen,

und dann durfte ich da mal spielen. Über Jahre haben wir eigentlich immer wieder zusammen Musik gemacht, und irgendwann hab ich dann angefangen, eigene Stücke zu schreiben. Und dann hat er gesagt, wir nehmen einfach mal ein Demo auf mit noch zwei Kollegen, und das haben wir gemacht, und dann kam er in Kontakt mit dieser Plattenfirma und hat denen von mir erzählt, und die kamen dann zu einem Konzert, das wir gespielt haben. Und dann haben sie gefragt: Wollt ihr nicht 'ne Platte aufnehmen?! Und wir haben gesagt: Ja. So hat sich das alles gefügt. Ganz easy.“

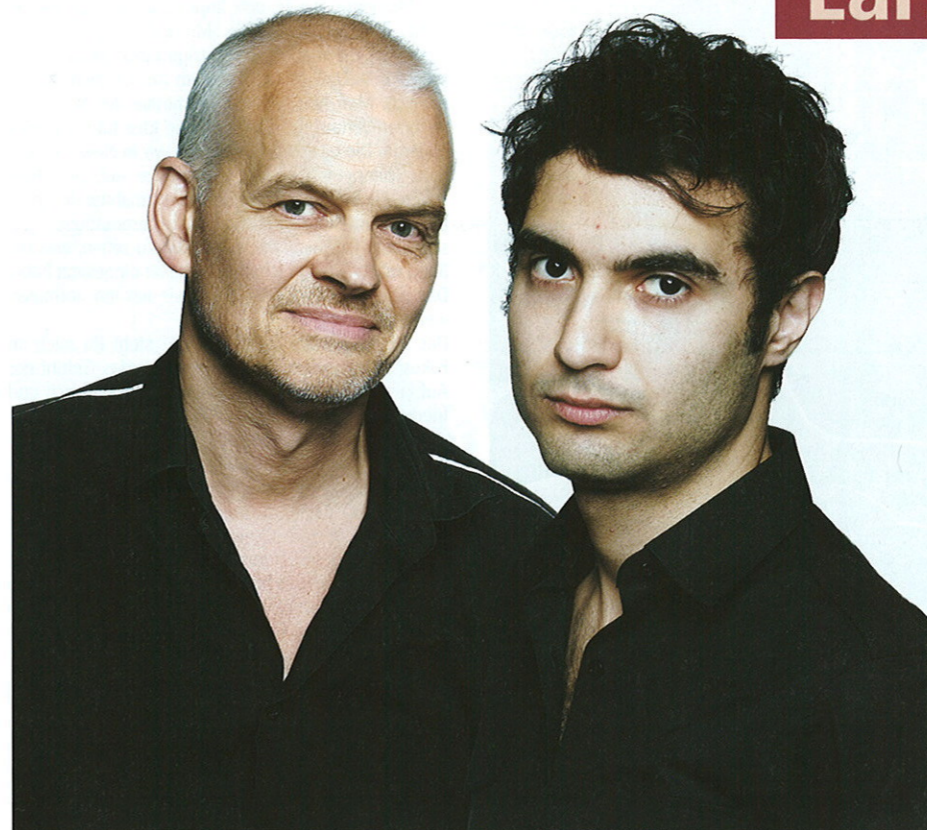
Komplettiert wird das Quartett durch besagte zwei Kollegen. Der Bassist Peter Schwes kreuzt zwischen Hannover, Berlin und New York, wo er bereits mit Alumni vom Schlage Ari Hoenigs oder Chris Potters spielte. „Der hat viel zu tun in New York und ist immer am Herumreisen, jetzt gerade in Montreal und dann in Italien. Der ist also viel unterwegs.“ Aus Achim [bei Bremen] kommt der Drummer Ralf Jackowski, der „hier in Norddeutschland einer der Drummer“ ist. Kurzum: „Das passt halt von den Leuten und der musikalischen Auffassung einfach gut zusammen.“ Ob die Gruppe als „Stammquartett“ den äußeren Bedingungen zum Trotz weiterleben können? „Man muss sehen, was passiert. Im Moment bin ich jedenfalls sehr zufrieden, wie das so läuft, und es macht Spaß, und wir wollen einfach spielen. Aber als Band...? Ich bin noch jung und will auch noch viel ausprobieren.“

„Sehr komplexe Musik“ sei das, was die vier auf „Stay“ böten, „sehr detailreich, sehr ausgecheckt. Aber trotzdem gibt es Melodien, die sehr stark sind. Und wenn wir das auf Konzerten spielen, dann können die Leute das auch nachvollziehen. Das ist für mich seit einigen Jahren einfach so ein Ziel, dass mich zwar Harmonien unglaublich interessieren, aber die Melodie sollte, finde ich, immer singbar sein, sollte was sein, was man wiedererkennt. Das hört man auch auf der CD. Und auch viele Freunde, die mit Jazz nichts zu tun haben, mögen die.“ Natürlich, meint Julian, könne man dem Publikum „Einfaches geben und Kompliziertes drumherum spielen. Aber es muss immer noch den Bezug zum Publikum haben, statt dass man irgendwas macht, von dem man selbst denkt: Ach, super!, aber einem laufen die Leute weg. Ich meine, selbst in dieser Sparte muss man irgendwie gucken, dass es verständlich ist, und zwar ohne dass man sagt: Ich mach nur noch Musik, die ankommt.“ Man müsse „sehen, dass man sich eine Ebene erspielt, in der plötzlich diese Kommunikation mit dem Publikum möglich ist, weil das die Musik wahnsinnig nach vorne bringt. Das gibt ein unglaubliches Spielgefühl, und man drifft schon fast ab in andere Sphären...“

Wir hatten so was im Wilhelm 13 in Oldenburg, wo wir so tolles Feedback hatten. Die ganze Tour war super, aber vor allem der letzte Abend, an dem jeder von uns so Momente hatte, dass er irgendwas gespielt hatte, was er noch nie vorher gespielt hatte.“ Kommunikation und Freiheit funktionierten als Einheit „nur durch den intensiven Kontakt mit dem Publikum“. Und nur, wenn man sich nicht verschließt, erzeugt man „die Atmosphäre, in der das Publikum die Chance bekommt, in gewisser Weise mitzuspielen.“

Auf die Gretchenfrage, was denn das „Andere“, das „Neue“ seiner Musik sei, gibt es die verblüffend offene und klare Antwort: „Ich denke gar nicht, dass ich unbedingt anders spielen muss als andere. Das große Problem ist, dass viele sagen: Ich mach hier was Neues, und dann fehlt trotzdem viel oder enthält nur gerade ein Ding. Ich hab eigentlich immer die Musik gemacht, die ich gut fand, das, was mir gefällt, und das habe ich weiter verfolgt. Und das ist eigentlich, worauf es ankommt: dass man es authentisch macht und dass man einer Sache folgt. Und dann wird man damit auch Erfolg haben. Und dann ist es egal, was es ist. Ich glaube, das ist der einzige Weg, das zu finden: natürlich so viel wie möglich zu hören. Aber gerade das Komponieren hilft mir sehr, immer wieder sagen zu können: Hier, das ist meins. Das bin ich. Da sind viele Einflüsse, aber das ist mein Weg, zu sagen: Hier, hört euch die Songs an; das bin genau ich. So wie ich spiele, bin ich halt auch.“

Text: Alexander Schmitz, Foto: Fotomedia



Lars Danielsson

Referenzklasse

nious-Monk- als auch den kaum weniger renommierten Martial-Solal-Wettbewerb zu gewinnen und damit in die Elite der Jazzmusiker aufzusteigen. So wundert es nicht, dass Danielsson sich von seinem neuen Traum-Partner begeistert zeigt wie von einem Seelenverwandten: „Tigran versteht meine Musik genau so, wie ich sie mir vorstelle, und er komponiert Musik genau so, wie ich sie selbst schreiben würde. Sein ‚Svensk Låt‘ zum Beispiel klingt schwedischer als meine Songs.“

Lars Danielsson hat seit langem zu einer eigenen, einfachen und dennoch in ihrem inneren Zauber schwer dechiffrierbaren Musiksprache gefunden. Natürlich ist diese Musik sehr nordisch in ihrer zumeist melancholischen Grundierung, in ihrem Hang zu bisweilen spektakulär simplen Melodien. Doch sind es vielmehr die darin aufgehobene, unendlich erscheinende Vielfalt an Stimmungen und tonalen Gesten, die diese Musik einzigartig machen, die Brüche und ungewöhnlichen Auflösungen, die doch nie etwas gewolltes, nichts plakativ artifizielles an sich haben, sondern stets einen eigentümlichen Fluss bilden. Es ist solitäre Musik, die einem egalitären Umfeld zu entspringen scheint. Denn die durchweg profilierten Musiker wie der E.S.T.-Schlagzeuger Magnus Öström oder der großartige Trompeter Arve Hendriksen zeigen sich auf diesen Aufnahmen ganz auf der Höhe ihrer Kunst. Es ist hörbar, dass Danielsson seine Mitmusiker regelrecht dazu aufforderte, ihre „Kreativität in meine Musik einzubringen und sie mit einer Fülle von Ideen in neue und interessante Richtungen zu lenken.“

Demjenigen, der sich fragt, warum Musik die Kunst ist, die uns am direktesten und nachhaltigsten berührt, dem sollte man dieses Album in die Hand drücken. Es vereint in überragender Leichtigkeit, aber fernab jeder Banalität, fast schon verschwenderisch viel von dem, was Musik heutzutage sein kann.

Text: Volker Doberstein
Foto von Lars Danielsson und Tigran: Jan Soederstroem

CD: Lars Danielsson „Liberetto“, ACT/Edel Kultur 9520-2

Lars Danielsson hat sich sukzessive in den Rang eines stillen und nahezu omnipräsenten Giganten des skandinavischen Jazz gespielt. Und zwar sowohl als Sideman, als der er längst ein personalisiertes wenn nicht Glücks- so doch Qualitätsversprechen darstellt, als auch als Bandleader. Viele ungewöhnliche Leistungen gab es hier zu bestaunen. Herausragend das auch produktionstechnisch brillante Album „Liber Me“, von dem selbst der geschäftstüchtige Labelmanager Siggie Loch einst im Gespräch eingeräumt hat, dass ein solches aufwändiges und teures Projekt im Jazz heutzutage keinerlei Chancen auf Refinanzierung mehr habe, was ihn glücklicherweise nicht davon abgehalten hat, dieses Meisterwerk in die Welt

kommen zu lassen. Ein gar nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst in Zeiten produktionstechnischer Beliebigkeit.

Nach mehreren eher kammermusikalisch ausgerichteten Projekten hat der schwedische Bassist und Cellist Danielsson nun ein weiteres jener so eigentümlich diskreten und stillen Glanzstücke zeitgenössisch überzeitlicher Musik abgeliefert, das sich auch im Titel an das Referenzwerk „Liber Me“ annähert: „Liberetto“. Seinen langjährigen Partner, den polnischen Pianisten Leszek Mozdzierz, ersetzt hier der wie Danielsson selbst vornehmlich klassisch geschulte Armenier Tigran. Wo bei diese klassische Ausbildung den Pianisten nicht daran hinderte, noch als Teenager sowohl den Thelo-



JUDY RAFAT TRIO

5. Februar 2012 - 15 Uhr

TICKET HOTLINE
0 800/37 97 100

Info unter: www.qqtec.de
40721 Hilden Forststr. 73

